

Wie der Frieden lernbar ist

Peace made in Tübingen: Ein Lehr- und Lesebuch über die Einlösung einer Forderung der Landesverfassung. Von Ulrike Pfeil

Friedensliebe: Den wenigsten dürfte bewusst sein, dass dieses schöne, vielleicht etwas altmodische Wort in der Landesverfassung von Baden-Württemberg als Erziehungsziel vorkommt. Nun wird in allen aktuellen deutschen Verfassungen, auch im Grundgesetz, der Frieden als Auftrag genannt. Aber nur im Südwesten wird er mit Liebe kombiniert, bekommt also eine emotionale Komponente. Man soll nicht nur vernünftig erkennen, dass Frieden eine Voraussetzung für die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung ist („Frieden ist nicht alles, aber ohne Frieden ist alles nichts“), sondern dem Frieden auch freudige Zuwendung entgegenbringen, ihn hegen und pflegen.

Wie kann man (jungen) Menschen so eine Liebe beibringen? Diese Frage stellte sich im Wintersemester 2016/17 eine Ringvorlesung im Studium Generale. Deren Vorträge liegen nun als Sammelband vor. Sie geben eine eindrucksvolle Zusammenschau über die Entwicklung des Friedensgedankens bis zur heutigen angewandten Friedenspädagogik, einer Disziplin, die in Tübingen seit ihren Ursprüngen in den 1970er Jahren gut verankert ist: im Berghof-Institut für Friedenspädagogik, am Institut für Politikwissenschaft der Universität, im interfakultären Ethik-Institut und im Weltethos-Institut.

Frieden als Kulturtechnik

Die Friedenssehnsucht ist alt. Die Idee, dass Frieden kein Gottesgeschenk, sondern mach- und lernbar ist, ist relativ modern. Mit dem Tübinger Philosophen Otfried Höffe durchmisst man die Jahrhunderte philosophischer Entwicklung des Friedensbegriffs von Heraklit über Augustinus bis zu Kant („Zum ewigen Frieden“, 1795), der als erster die Voraussetzungen und Implikationen einer diesseitigen Friedensordnung formuliert – darunter: Recht und Gerechtigkeit. Erst im 19. Jahrhundert aber haben Pazifisten das militaristische römische Sprichwort „si vis pacem para bellum“ („willst du Frieden, so bereite Krieg vor“) umformuliert zu der Aufforderung, den Frieden vorzubereiten: Frieden als Kulturtechnik.

Die Deutschen brauchten die bittere und schuldhafte Erfahrung zweier furchtbarer Weltkriege, um die tief verwurzelte militaristische Staatsideologie abzustreifen. Tatsächlich lässt sich hier, wie der Freiburger Historiker Wolfram Wette und der Tübinger Pädagoge Ulrich Herrmann in ihren Aufsätzen spannend darlegen, ein ziemlich radikaler gesellschaftlicher Einstellungswandel beobachten, ein seltenes Beispiel von „Lernen aus der Geschichte“.

Auslandseinsätze der Bundeswehr bekommen in Umfragen wenig Zustimmung; drei Viertel aller Deutschen glaubten bei der ersten Afghanistan-Mission 2001 nicht an das Wort des damaligen Verteidigungsministers Peter Struck, dass „Deutschlands Freiheit am Hindukusch verteidigt wird“. Die erreichte Zivilisierung der deutschen Gesellschaft hält Wette für durchaus belastbar – vorausgesetzt, dass die abschreckende Aufarbeitung von Weltkriegen und Nazizeit auch nachfolgende Generationen erreicht.

Denn in Abwesenheit solcher Schreckensbilder hat der Friedenszustand eine Schwäche: Er wirkt möglicherweise langweiliger als Krieg und Kampf, wie Literaturwissenschaftler Jürgen Wertheimer

mittels der Kunstgeschichte nachzuweisen versucht: „(...) ästhetisch gesehen ist der Friede nicht sonderlich attraktiv.“ Dazu passt eine Gedichtzeile aus dem Jahr 1910, die Ulrich Herrmann zitiert: „Im Friedensreichtum wird uns tödlich bang“, jammert da ein späterer Kriegsfreiwilliger.

Einer staatlich gelenkten, womöglich „durchmodularisierten“ Erziehung zum Frieden bringt Wertheimer Misstrauen entgegen. Wirksamer scheint ihm die Literatur als subtile Wahrnehmungsschule. Ihm wäre es schon recht, wenn das von dem israelischen Schriftsteller Amos Oz verfremdete Hippie-Motto „Make Peace not Love!“ als Peacekeeping-Minimalkonsens anerkannt würde.

Doch wäre dies ein Rückschritt hinter die Erkenntnis der Friedensforschung, dass Frieden mehr zu sein hat als „Nicht-Krieg“. Dieser Friedensbegriff beinhaltet auch gesellschaftliche und internationale Machtverhältnisse, Teilhabe und Formen des alltäglichen Umgangs.

Namensgeber für Straßen?

So ist auch die Friedenspädagogik eine praktische Verhaltenswissenschaft, die Methoden zur Gewaltfreiheit und zur zivilen Konfliktbewältigung erkundet und einübt. Pädagogik-Professorin Karin Amos beschreibt die Tradition der erzieherischen Gedankenmühen, in der die junge Disziplin wurzelt – eine Nachkriegswissenschaft aus unmittelbarer Betroffenheit, aber mit einem Stammbaum, in dessen Geäst Jean Paul ebenso zu finden ist wie Hannah Arendt und der Pädagoge Pestalozzi. Amos erinnert auch an Pioniere der Friedenspädagogik, nach denen üblicherweise keine Straßen benannt werden, wie Friedrich Wilhelm Foerster, ein Pazifist und aufrechter Kritiker des deutschen Militarismus.

Solchen philosophisch-historischen Einordnungen, die auch für Laien aufschlussreich sind, folgen Denkanstöße für die Friedenspädagogik in der Praxis, in der Schule wie in der Sozialen Arbeit. Etwa, dass sie in Lehrplänen als Querschnittsaufgabe zu verstehen ist, also fächerübergreifend zu lehren, nicht nur in Gemeinschaftskunde oder Religion. So können künftige Naturwissenschaftler dafür sensibilisiert werden, dass Lenksysteme oder chemische Verbindungen auch waffenfähig sind. Und selbstverständlich ist Frieden nicht konfliktfrei, sondern entsteht gerade dadurch, dass Ungleichgewichte und Ungerechtigkeiten in ziviler Auseinandersetzung bearbeitet und fair gelöst werden.

Das Technik-Land Baden-Württemberg könnte sich mit all diesem Wissen auch als „Friedensbildungsland“ profilieren, wie Uli Jäger vom Berghof-Institut am Schluss vorschlägt. Ein so begründeter Verfassungspatriotismus stünde den Bürgern dieses Bundeslandes allemal besser zu Gesicht als die Waffenschmieden in Oberndorf.

Zitat: Ästhetisch gesehen ist der Friede nicht sonderlich attraktiv (Jürgen Wertheimer, Autor)

Info: „Erziehung zur Friedensliebe: Annäherung an ein Ziel aus der Landesverfassung Baden-Württemberg“, herausgegeben von Simon Meisch, Uli Jäger, Thomas Nielebock. Nomos-Verlag Baden-Baden, 2018. 346 Seiten, 64 Euro.